

6. Dezember 2010

NZZ Online

Denn sie wissen nicht, was sie tun

Hamburgs Kulturpolitiker lassen selbst Flaggschiffe wie Kunsthalle und Schauspielhaus bloss noch dümpeln



Während die Arbeiten an der Elbphilharmonie voranschreiten, fehlt den übrigen kulturellen Institutionen Hamburgs zunehmend das Geld.
(Bild: Imago)

In vielen Städten ist die Kultur von Sparzwängen bedroht. Als besonders unangenehm jedoch fällt auf, wie Hamburg damit umgeht. Konzeptlose Kulturpolitik und verblasenes Stadtmarketing bilden eine Allianz der Fachfremden.

Joachim Güntner

Ein nichtöffentlicher «Kultur Gipfel» wendete Ende Oktober das Schlimmste ab. Nach einer Diskussion mit zwanzig Vertretern von Kultureinrichtungen hatte Hamburgs Erster Bürgermeister eingesehen, dass sich die Einsparungen nicht so radikal umsetzen liessen, wie sie geplant waren. Das Schauspielhaus hätte seine kleinen Spielstätten schliessen und damit das Repertoiretheater für Kinder und Jugendliche, das Junge Schauspielhaus, begraben müssen; das auf Alltagsgeschichte spezialisierte Altonaer Museum wäre aufzulösen gewesen; und die traditionsreichen Bücherhallen, deren Leihbibliotheken basale Bildungsarbeit leisten, hätten die Zahl ihrer Standorte reduzieren müssen. Die Proteste vor Augen, zu denen die Sparpläne viele Bürger provoziert hatten, ruderte die

Politik zurück und bekundete Ahnungslosigkeit: Schliessungen habe man nicht gewollt. Also wurde das finanzielle Korsett der betroffenen Einrichtungen gelockert. Am Grundproblem, dem strukturell bedingten, sich alljährlich neu auftürmenden Defizit der Hamburger Theater, Museen und Büchereien, änderte dies allerdings nichts.

Wettbewerb der Metropolen

Es fällt zurzeit schwer, viel Gutes über Hamburgs Kultur zu sagen. Und schwerer noch, wohlwollend von der Kulturpolitik der Hansestadt zu sprechen. Gerechterweise sollte man ja die beiden trennen. Das kulturelle Niveau einer Stadt ist nicht mit dem Niveau von Politik und Administration identisch. Grauenhaft, wenn es so wäre, zumal im Falle Hamburgs. Man stelle sich vor, alle Bürger hielten es so wie der im Sommer vorzeitig abgetretene Bürgermeister Ole von Beust, ein bekennender Banause, der freimütig zu seiner Kulturferne stand und sich an Theateraufführungen oder Kunstausstellungen entsprechend rar machte – üble Nachrede will wissen, er sei dort «nie» aufgetaucht.

Leider steht Beust nicht allein da. Auch sein Nachfolger Christoph Ahlhaus und der erst kürzlich installierte Kultursenator Reinhard Stuth, beide ebenfalls CDU, sind alles andere als Enthusiasten. Stuth ist von Hause aus Jurist, was symptomatisch anmutet, denn diese Profession teilt er mit dem Gros seiner leitenden Mitarbeiter. Vorbei die Zeit, als sich in Hamburgs Kulturbehörde promovierte Kunsthistoriker und andere Leute vom Fach Gedanken machten. Der Regierungswechsel 2001 verbannte nicht nur die SPD auf die Oppositionsbänke, sondern sorgte auch für eine Vertreibung der Sachkenntnis aus der Kulturbehörde. Als letzter Mohikaner unter den Referatsleitern gilt ein Schriftsteller, der dort einsam wirkt. Dominiert wird das Haus von Juristen, von denen es heisst, bestenfalls sei der eine oder andere mit einer privaten Liebhaberei der Kultur zugewandt. Es fehlt schlicht die Kaste der Fachleute.

Den Mangel an Kompetenz kaschiert Hamburg mit Marketing. Eine eigens dafür gegründete GmbH soll die «Marke Hamburg» im «Wettbewerb der Metropolen» positionieren. Lockt nicht Berlin ständig Künstler fort? Auch die Freunde der Werbetrommel haben ihren Richard Florida gelesen – oder zumindest davon gehört, dass der amerikanische Ökonom und Urbanist lehrt, es würden nur jene Städte prosperieren, in denen sich die «kreative Klasse» wohl fühlt. Seither hat die Zahl der Slogans und Hochglanzbroschüren, die Hamburg als «pulsierende» Grossstadt von grosser Modernität und Weltoffenheit präsentieren, noch einmal zugenommen. Untersucht wird, welche «positiven Vorurteile» über die Hansestadt im Umlauf sind, um alsdann die ohnehin kursierenden Klischees imagefördernd aufzublasen.

Gegen ein bisschen Reklame hätte sicherlich kaum jemand etwas einzuwenden. Problematisch ist, dass das Stadtmarketing und jene Consulting-Firmen, welche ihre Unternehmensberatung auf das kommunale Gemeinwesen ausgedehnt haben, mit ihren Kampagnen nicht nur Bilder malen, sondern auch politische Entscheidungen beeinflussen. Kommt also zum Beispiel eine bundesweite Umfrage zu dem Ergebnis, Hamburgs Aussenwirkung gründe vor allem darin, erstens als

Hafenstadt wahrgenommen zu werden, zweitens Gelegenheit für «schönes Shoppen» zu bieten und drittens unterhaltsame Musicals und Ballette zu bieten, so setzt dies einen rückgekoppelten Regelkreis in Gang: Gemäss der Devise «Die Stärken stärken!» wird das gefördert, was gut dasteht, und das Marginalisierte wird noch weiter marginalisiert.

Viele Medien spielen das Glamour-Ranking mit. Im «Spiegel» konnte man neulich lesen, Hamburg schneide bei den Werten «Cool & Trendy» sowie «Thrill & Entertainment» schlecht ab. Doch statt über diese Art postmaterialistischer Konsumforschung zu spotten, machte sich das Magazin die Vorgaben zu eigen und wähnte, ein dramatisches Manko sei erkannt. Dass Hamburgs Bürger das klassisch Gediegene und Gemütliche bevorzugen, sollte plötzlich ein Standortnachteil sein. Übersehen wurde bei der Propagierung von Coolness und Thrill, dass nicht nur konservative Bürger, sondern auch Hamburgs Künstler diesen Werten eher fernstehen. Zumindest jene, die ein avantgardistisches Selbstverständnis hegen, favorisieren traditionell Experiment und Diskurs. Man könnte das exemplarisch auf dem Feld der bildenden Kunst demonstrieren. Hier überwog – auch bei der städtischen Vergabepaxis für Stipendien für junge Künstler seit 1981 – der Hang zum Konzeptuellen stets die Lust am Visuellen. Handwerklich gut gemacht und ausdrucksstark zu sein, reichte für ein Werk nicht. Gefördert wurden Medien- und Installationskünste mit weitem Abstand von klassischen Ausdrucksformen wie Malerei, Zeichnung oder Bildhauerei. Auch die Lehre an der Kunsthochschule hielt das Diskursive hoch.

Die bildende Kunst als Exempel

Claus Mewes, ein alter Hase der Hamburger Szene, sitzt im Kunsthaus, nahe beim Bahnhof und vis-à-vis der Zentrale der Bücherhallen, und formuliert sein Verdikt: «In Hamburg gibt es schwarze Leuchttürme und grüne Buddelkisten, und alles dazwischen hat enorme Schwierigkeiten.» Gemeint sind die Lieblingsprojekte von CDU und Grünen, die Millionen Euro verschlingende Elbphilharmonie hier, das Klein-Klein der Alternativkultur dort. Dass sich an diesem Zustand nach dem Zerfall der Regierungskoalition und den nun nötigen Neuwahlen etwas ändert, hofft Mewes, er bleibt aber skeptisch. Das «gewaltsame Umbiegen Hamburgs Richtung Musikstadt» hat in seinem Umfeld viel zerstört. Im Rückblick auf die Tradition erinnert Mewes daran, dass die Hansestadt in den Jahren 1980 bis 1995 ein Zentrum der zeitgenössischen bildenden Kunst gewesen ist.

Kaum zu glauben, aber wahr. Uwe M. Schneede, damals noch Leiter des Kunstvereins, später der Kunsthalle, hatte in den siebziger Jahren die «Hamburger Kunstwoche» ins Leben gerufen; dieser Schritt in die Öffentlichkeit trug Früchte. Auch wurden mit Bürgern besetzte Kunstkommissionen gegründet, und der Senat liess in der damals noch nicht desolaten Kulturbehörde ein Konzept «Kunst im öffentlichen Raum» ausarbeiten, das als Anordnung für die Verwaltung bundesweit Geltung erlangte. Heute hingegen muss man kunstsinnige Stadtväter mit Interesse an Avantgarde mit der Lupe suchen. Sicher, die Staatskanzlei hat Gelder bewilligt, um die riesige Sammlung zeitgenössischer Kunst des Unternehmers Harald Falckenberg für Hamburg zu sichern und an die Deichtorhallen zu binden. Aber da steht ja auch ein Prestigeobjekt zu erwerben, es soll nicht etwa Kunstförderung betrieben werden.

Übel mitgespielt wurde der Kunsthalle, Hamburgs bedeutendstem Kunstmuseum. Defekte Brandschutzklappen dienten im Frühjahr der Kultursenatorin Karin von Welck (auch sie ist, wie Bürgermeister Ole von Beust, mittlerweile von der Fahne gegangen) als Vorwand, um die «Galerie der Gegenwart» vorübergehend zu schliessen. Gleich für drei Monate! Als aufflog, dass dies nur ein Trick war, um Kosten zu sparen, gab die Senatorin ihre Absicht auf und fand, die Klappen könnten durchaus bei laufendem Betrieb ersetzt werden. Schon vorher hatte Frau Welck Protest geerntet, als sie die «Freunde der Kunsthalle», den mit 18 000 Mitgliedern grössten Förderverein der Republik, aus dem Stiftungsrat der Museen hinausdrängen wollte.

Das Geld der Freunde war erwünscht, ihre Mitbestimmung nicht. Aber die Senatorin unterlag mit ihrem Bestreben. Schliesslich hätte sie gern noch vor ihrem Abgang verhindert, dass der Vertrag für Kunsthallen-Chef Hubertus Gassner verlängert wird. Das klappte ebenfalls nicht, doch ist der als «Knebelvertrag» angeprangerte Kontrakt ohnehin einer, dem man die Unterschrift eigentlich verweigern müsste: Mit zwanzig Prozent seiner Einkünfte soll Gassner haften, wenn die Kunsthalle ihren Etat überzieht. Dabei weiss der Direktor und sagt es zum Ärger der Behörde immer wieder, dass die Kunsthalle «nicht auskömmlich finanziert» ist. Besucht man Ekkehard Nümann, den Vorsitzenden des Freundeskreises, so legt er Zahlen vor, die dies exakt belegen. Nach Abzug von Miete, Gehältern, Kosten für Energie, Instandhaltung, Wachpersonal und Aufsicht bleibt kein Euro übrig. «Da ist dann noch kein Bild umgehängt», sagt Nümann. «Wir haben keine Etats für Ankäufe, Sonderausstellungen, Restaurierung, Öffentlichkeitsarbeit.»

Dass der von politischer Seite beschädigten Galerie der Gegenwart in der Kunsthalle jetzt auch noch die Besucher wegbrechen, verschärft die Lage. Das finanzielle Grundproblem teilen indessen alle öffentlichen Kultureinrichtungen. Seit gut anderthalb Jahrzehnten nämlich stagnieren ihre Etats. Sie müssen ihre Angestellten nach regelmässig steigenden Tariflöhnen bezahlen, haben mit Mieterhöhungen und allgemeiner Teuerung zu kämpfen, ohne deswegen mehr Zuschüsse zu erhalten. Sie können theoretisch ihre Eintrittspreise erhöhen und ihr Programm reduzieren. Man sieht jedoch, dass sich dabei die Katze in den Schwanz beisst. 2008 hat die Stadt alle Einrichtungen auf einen Schlag entschuldet. Aber solange Museen, Bühnen und Stadtbüchereien strukturell unterfinanziert sind, werden sie auch weiter rote Zahlen schreiben.

Mit wem aus dem Hamburger Kulturbetrieb man auch spricht, alle zeigen sich von einer Politik genervt, die nur vom Geld redet und auch die Künstler und Kunstfreunde dazu bringt, nur noch in ökonomischen Parametern zu denken. Sein Erweckungserlebnis sei gewesen, erzählt Klaus Schuhmacher, der künstlerische Leiter des Jungen Schauspielhauses, als ihn sein Nachbar nach den genauen Sparvorgaben gefragt habe. «Vor einem Jahr sprachen wir stattdessen noch über die Qualität von Inszenierungen.» Den Menschen mache aus, dass er in der Lage sei, Gedankengebäude zu bauen, findet Schuhmacher, und dies gelinge am besten am Theater – «dieser Kunstform zwischen allen Disziplinen, die Kommunikation im besten Fall im Hochdruck erzeugt». Und dann sagt er noch mit schöner Naivität, er verlange von einem Kulturpolitiker, dass dieser «Visionär» sei.

Am Abend vor unserem Treffen hat Schuhmacher seine Position an einer Diskussion unter dem Titel «Quo vadis, Schauspielhaus?» vertreten (der eingeladene Behördenvertreter war nicht erschienen), nun führt er mich durch Deutschlands grösstes Sprechtheater, ein berückendes Haus mit einer herrlichen Atmosphäre, einer schwer zu bespielenden Bühne und einer maroden Technik. Im grossen Saal läuft das Weihnachtsmärchen, auf den Fluren stapeln sich die Ranzen und Anoraks von tausend Schülern zu abenteuerlichen Haufen, und als wir heimlich in die laufende Vorstellung schlüpfen, ist rasch klar, warum Schuhmacher so gern Theater für Kinder und junge Leute macht: diese Unmittelbarkeit der Wirkungen, dies engagierte Miterleben und Sicheinmischen von den Rängen herab, diese Frische. Dem offenen Gemüt seines Publikums begegnet das Junge Schauspielhaus mit Inszenierungen, die lebensweltliche Probleme verarbeiten, ohne sich anzubiedern. Wo der Klassiker es verlangt, wird hohe Sprache gesprochen und auch der Hexameter nicht gemieden. In der Überforderung liege ein Glück, sagt Schuhmacher, anders als in der Sättigung. Zu neunzig Prozent ausgelastet ist das Junge Schauspielhaus, und regelmässig wird es mit Preisen ausgezeichnet.

Mentalitätsfragen

Hamburgs Kultur hat also sehr wohl lebendige, anspruchsvolle und erfolgreiche Seiten, und wenn der «Spiegel» das von Politik und Behörde angerichtete Chaos zum «letzten Zucken einer Kulturstadt im Niedergang» erklärt, so stellt er den Totenschein voreilig aus. Dennoch erhält man immer wieder den Eindruck, dass irgendetwas an oder in Hamburg existiert, was den Künsten das Leben schwermacht. Es sei nicht so wie in München oder Frankfurt, wo man seine Museen liebe, sagt Lisa Kosok, die Direktorin des Museums für hamburgische Geschichte. Eine Ausstellung könne noch so toll sein: «Hier muss man sich erst mal rechtfertigen, und es wird krämerisch gedacht und gespart, statt mutig zu guten Ideen zu stehen.» Ach ja, die hanseatische Kaufmannstradition und das Fehlen von Prunksucht in einer Stadt, die republikanisch und protestantisch ist und nie Residenz war. Da ist etwas dran, gleichwohl möchte Direktorin Kosok nicht das Stereotyp von den Hamburger Pfeffersäcken reproduzieren, schliesslich ist Hamburg auch die Stadt der Mäzene und Stiftungen. Oper, Schauspielhaus, Kunsthalle sind Bürgergründungen. Ein Grund mehr, endlich den Kulturstolz zu entwickeln, der diesen Schöpfungen gebührt.

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG

Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von NZZ Online ist nicht gestattet.

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:

http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/aktuell/denn_sie_wissen_nicht_was_sie_tun_1.8572122.html